



Das Kammer-Philharmonieorchester der Roma: «Zeigen, dass wir nicht pauschal kriminell sind.»

Aufstand der Stehgeiger

Ihre Kultur hat grosse Werke der klassischen Musik inspiriert. Doch als Musiker haben sie gegen viele Vorurteile zu kämpfen. Deshalb haben die Roma ihr eigenes Orchester gegründet. *Von Ronny Blaschke*

Riccardo Sahiti lässt seinen schwarzen Mantel und seine grüne Mappe auf den Tisch fallen, er hat sich oft gefragt, wie sich dieser Moment anfühlen würde. Nun ist er da, der Moment, die letzten Minuten vor dem Konzert. Auf diesen Moment hat Sahiti hingearbeitet, so lange er denken kann.

Riccardo Sahiti steht im schmucklosen Dirigentenzimmer der Berliner Philharmonie, eines der wichtigsten Konzerthäuser Europas. Er berührt das Klavier, denkt an seine Vorbilder, die an gleicher Stelle gewirkt haben, an Karajan, Abbado, Rattle. Sahiti ist 52 Jahre alt, doch er fühlt sich, als stünde er vor einer Schulprüfung. Er geht die ersten Noten der Partitur durch, seine Frau streicht sein schwarzes, volles Haar glatt, mustert seinen Frack nach Falten. «Wir in der Philharmonie?», fragt Sahiti und blickt ungläubig. «Was für eine Ehre.»

Gegen Klischees

Vor etwa zehn Jahren hat der Dirigent Riccardo Sahiti die Roma-und-Sinti-Philharmoniker gegründet. In der Berliner Philharmonie hebt Sahiti den Taktstock, durchschneidet die Luft mit zackigen Bewegungen. Das Orchester kommt in Fahrt. Es spielt für das Publikum, es spielt für sich, aber vor allem: gegen Klischees.

«Roma» ist der Oberbegriff für ethnisch miteinander verwandte Volksgruppen. Laut einer Umfrage würden sich die meisten Europäer mit dem Gedanken unwohl fühlen, Nachbarn von Roma zu sein. Auch Riccardo Sahiti spürt die Skepsis. Obwohl man ihm grosses Talent beschied, erhielt er wieder und wieder Absagen von grossen Orchestern. Sahiti sagt: «Ich möchte mich auf die Musik konzentrieren, aber das ist nicht immer einfach.» Und so entschloss er sich, sein eigenes Orchester zu gründen.

Nach Monaten der Planung gaben die Roma-und-Sinti-Philharmoniker im November 2002 in Frankfurt ihr erstes Konzert. Niemand bat um eine Gage. «Der Saal war voll, die Leute kamen tatsächlich wegen uns.» Sahiti unterdrückt seine Tränen. Er hat sich lange mit Jobs durchgeschlagen, durch das Roma-Orchester fand er seine Erfüllung. Beruflich, nicht finanziell.

Riccardo Sahiti, ein Mann von zierlicher Statur mit kehrliger Stimme, ist auf Musiker angewiesen, die so ticken wie er, auf Musiker wie Johann Spiegelberg. «Durch dieses Orchester verlieren wir uns nie aus den Augen», sagt der Geiger Spiegelberg, Mitglied der ersten Stunde. Er hat eine jüdische



Dirigent Riccardo Sahiti: «Was für eine Ehre.»



Stereotype, die nur schwer zu überwinden sind: Zigeuner in Spanien um 1900.

Mutter und einen Vater mit Roma-Wurzeln, seinen richtigen Namen möchte er nicht in der Zeitung lesen. «Ich habe schlechte Erfahrungen gemacht, ich muss auch an meinen Sohn denken.» Spiegelberg ist in Rumänien aufgewachsen, am Schwarzen Meer, er hat eine hervorragende Ausbildung genossen. Seit Ende der achtziger Jahre lebt und musiziert er in einer ostdeutschen Grossstadt. Hin und wieder lassen ihn Menschen spüren, dass er woanders herkommt, dass er anders aussieht. Neulich fuhr er nach einem Konzert im Frack zur Tankstelle, zwei Jugendliche musterten ihn in seinem Mercedes und riefen ihm zu: «In Deutschland lässt es sich gut leben auf unsere Kosten, oder?» Spiegelberg liess sich nicht provozieren.

Für seine Violine hat Johann Spiegelberg einen Kredit aufgenommen, sie hat 90 000 Euro gekostet. «Mit diesem Orchester können wir zeigen, dass Roma nicht pauschal kriminell sind», sagt Spiegelberg, auch wenn ihm das zuwider ist. Bekannte Sinti und Roma wie die Sängerin Marianne Rosenberg, der Jazzmusiker Django Reinhardt oder der Dirigent Riccardo Sahiti werden von Politikern als «positive Leitbilder» herausgestellt. Sie sollen der Gesellschaft beweisen, dass Zigeuner auch singen und komponieren können. Aber ist ein Dirigent mehr wert als ein anonymer Arbeiter? «Viele Musiker», sagt Spiegelberg, «verschweigen ihre Herkunft.» Aus Angst, mehr leisten zu müssen, in Vorspielen, Proben, Konzerten. Da geht es ihnen nicht anders

als Arbeitern, Akademikern, Sportlern. Spiegelberg möchte mit den Roma-Philharmonikern in ganz Europa auftreten. Doch auch in seiner ostdeutschen Wahlheimat? Er zögert, überlegt, schüttelt den Kopf: «Nein, das würde ich nicht riskieren. Wir verstehen uns gut mit unseren Nachbarn, dabei soll es auch bleiben.»

Mehr als achtzig Opern waren von Roma inspiriert worden. Die grössten Komponisten haben ihre Tradition genutzt: Brahms, Liszt, Bizet. Die jüdische Klezmermusik, der andalusische Flamenco, die kubanische Rumba sind von Roma beeinflusst worden. Trotzdem reduzieren die Gesellschaften ihre Kultur auf die aufreizende Opernfigur Carmen oder den feurigen Stehgeiger. In Deutschland gibt es keine staatlich gestützte Einrichtung für Musik und Literatur der Roma. Erst seit 1997 sind Sinti und Roma in Deutschland als nationale Minderheit anerkannt. Die Philharmoniker sind das einzige Orchester ihrer Art.

Vor dem Konzert in der Berliner Philharmonie Ende Januar lädt der niederländische Botschafter zu einem Empfang. Unter den Gästen ist Roger Moreno Rathgeb. Der Schweizer Sinto, der seit einigen Jahren in Holland lebt, ist zufrieden: «Dieses Werk hat mich viel Kraft gekostet. Manchmal wundere ich mich, dass ich es überhaupt fertigstellen konnte.» In Berlin werden die Philharmoniker sein Auschwitz-Requiem aufführen, eine gewaltige Totenmesse mit Chor und vier Solisten. Moreno hatte 1998 bei seinem ersten Besuch in Auschwitz beschlossen, den Opfern des Holocausts ein «lebendes Denkmal» zu setzen. Er komponierte sechs der acht Sätze, dann fand er keinen Zugang mehr. «Ich war blockiert.» Zehn Jahre später schloss Moreno die Arbeit ab.

Viel Hingabe

Die Roma-Philharmoniker haben das Requiem im Mai des vergangenen Jahres in Amsterdam uraufgeführt, während der jährlichen Gedenkfeier anlässlich des Kriegsendes. Nie zuvor standen Roma in den Niederlanden so im Mittelpunkt. «Fast jede Roma-Familie hat Mitglieder im Dritten Reich verloren», sagt Moreno. «Kein anderes Orchester kann dieses Werk mit so viel Hingabe spielen.» Beim Empfang in Berlin ist auch Norbert Lammert zu Gast, der Präsident des Deutschen Bundestages. «Dieses Orchester ist eine eindrucksvolle Demonstration des Selbstbehauptungswillens der Sinti und Roma», sagt er. Demnächst trifft

Roger Moreno die niederländische Königin zum Kaffee. Sein Plan geht auf sich bei den Mächtigen Gehör verschaffen – mit klassischer Musik.

Riccardo Sahiti und Roger Moreno können nicht langfristig planen, ein Konzert mit Orchester und Chor kann bis zu 200 000 Franken kosten. Die Finanzierung für den Auftritt in Berlin war erst vor wenigen Wochen gesichert. Daher sind an diesem Abend nur wenige hundert Zuschauer gekommen, in einen Saal mit 2400 Plätzen. «Unser Projekt ist kein Geschäft, es geht um mehr», sagt Sahiti. Sein Orchester hat in Deutschland keinen festen Konzertsaal, kein Büro. Sahiti träumt von einem Musikverein für Roma, mit Chor, Ballett, Kulturcampus. Noch fehlen ihm die Mittel.

Es gibt nicht viele Dinge, auf die Riccardo Sahiti so stolz ist wie auf sein Orchester. Am Abend während des Konzertes in Berlin breitet er seine Arme aus, stampft auf das Pult, steigt still mit den Solisten mit. Schweiss perlt von seiner Stirn, zwischen den Sätzen verharrt er einige Sekunden, sammelt seine Gedanken. Sahiti arbeitet, Sahiti genießt. Nach dem Konzert verlässt das Publikum ergriffen den Saal. «Einen so leidenschaftlichen Dirigenten habe ich noch nicht gesehen», sagt Ellen Waldmüller, 87. «Der Mann hat mich tief berührt.» Sie hat den Krieg mit Glück überlebt, doch sie hat sich nie wirklich Gedanken über das Leid der Roma gemacht. «Ich werde mich nun mehr mit ihrer Geschichte beschäftigen», sagt sie. Ein besseres Kompliment kann sich Riccardo Sahiti nicht vorstellen.

ANZEIGE

